

zweimal das Original, und zwar in zwei verschiedenen Zuständen, die chronologisch voneinander getrennt sind.

Genauer gesehen, sie gibt in ihrer Gestalt vor der Korrektur von E1 den Zustand von sechs Schriften Eckharts wieder, so wie diese in der Zeit vorlagen, in der er an seinem *Genesiskommentar* zu arbeiten begonnen hatte. Die Schriften lagen in folgender Form vor: *Prologi in Opus tripartitum*, *Sermones et lectiones super Ecclesiastici cap. 24* und *Prologus II*. waren bereits definitiv fertig. Der *Sapientia*kommentar war in einem sehr fortgeschrittenen Stadium. Mit dem *Exodus*kommentar hatte Eckhart kaum begonnen. Der *Genesis*kommentar lag noch in einer unvollständigen und vorläufigen Form vor.

Die Gestalt des Erfurter Codex nach der Korrektur von E1 gibt den Zustand derselben Schriften in einem späteren Zeitpunkt wieder, in dem Eckhart am *Genesis*kommentar weiter gearbeitet hatte und trotzdem vom Ende noch weit entfernt war. In der Zwischenzeit hatte er am *Sapientia*kommentar die letzten Pinselstriche gemacht, und mit dem *Exodus*kommentar hatte er sich noch nicht weiter beschäftigt.

Vieles spricht dafür, daß die erste Schicht des *Opus tripartitum*, so wie sie durch E bezeugt wird, um 1305 datierbar sein dürfte, und daß die zweite Schicht, die durch die Korrekturen von E1 zu rekonstruieren ist, wahrscheinlich nicht viel später (um 1306/7) hinzukam. Die Neudatierung von Eckharts wichtigstem Werk wirft ganz neues Licht auf die Frage nach der Entstehung und die Entwicklung seiner philosophischen Lehre.

Prof. Dr. Loris Sturlese
Dipartimento di studi storico-socialie filosofici
Università di Siena/ Italien

Das gleichzeitige Auftreten von Nominalismus und Mystik

vorgetragen auf dem Amploniana-Symposium am 25.3.1993
(Kurzfassung) von
Rolf Schönberger, München

"Das gleichzeitige Auftreten von Nominalismus und Mystik" mag auf den ersten Blick sich als ein prekäres Thema ausnehmen. Die Aussichtslosigkeit könnte man darin vermuten, daß es zwei Termini in Verbindung bringt, deren jeder schon für sich genommen in mehrfacher Hinsicht problematisch ist. Konzeptionelle Einheit ist aber immer die Funktion einer Komparationsleistung. Es hängt von der Andersartigkeit

desjenigen ab, mit dem man ein geschichtliches Phänomen vergleicht, ob die Konvergenzen oder die Unterschiede augenfälliger zutage treten. Vielleicht hat es eine gewisse Plausibilität, solche Denkformen mit dem zu vergleichen, was heute in der Philosophie ein eher hermeneutisch oder gar spekulativ ausgerichtetes Denken ist im Unterschied zu einem im weitesten Sinne "analytischen". Ohne also die grundsätzlichen Differenzen relativieren zu wollen, kann man vielmehr sogar umgekehrt sagen: Trotz ihrer ausdrücklichen Anerkennung ist es möglich und sinnvoll, einige strukturelle Vergleiche zwischen Eckhart einerseits und Ockham andererseits anzustellen.

1. Ein erster Vergleichspunkt ist die Form der Textorientierung. Es scheint, daß beide sich in der durchgängigen Zuwendung zu Texten zugleich von diesen wieder distanzieren. Beide, sowohl Eckhart wie Ockham, verwenden allerdings unterschiedliche Verfahren, um sich von der jeweiligen Textvorlage zu emanzipieren. Diese Funktion der *virtus sermonis* und die Lehre vom mystischen Kern scheint aus dieser Perspektive betrachtet durchaus analog.

2. Eckhart wie Ockham unterscheiden sich in einer gewissen Hinsicht von der enzyklopädischen Formation des scholastischen Denkens. Beide nennen bestimmte Grundeinsichten, ohne die man entweder nicht verstehen kann, was sie sagen, oder schon die Fragen nicht klar zu formulieren vermag. Es handelt sich dabei aber nicht, wie oftmals angenommen, um eine Sprachbarriere zwischen akademischer Theoriebildung und volkssprachlicher Predigt. Die von Eckhart genannten Verstehensbedingungen sind eher existentiell-spiritueller Art. Bedingungen des Verstehens nennt Eckhart aber auch innerhalb des scholastischen Diskurses. Bei Ockham hingegen handelt es sich weniger um die Fixierung von Bedingungen des Verstehens als um solche des kompetenten Beurteilens. Es sind weder existentielle noch epistemische Bedingungen, sondern ganz einfach solche fachlicher Kompetenz. Diese Bedingung besteht kurz gesagt in einer hinreichenden Kompetenz in der Disziplin der Logik. Er sieht aus solcher Inkompetenz dasjenige entstehen, was man erst sehr viel später "Scheinprobleme" genannt hat. Es scheint hierbei nun weniger dieser Gegensatz von Verstehens- und Beurteilungsbedingungen von Interesse als die Struktur der jeweiligen Prämisse selbst. Die Logik ist als eine fachliche Disziplin eine ausschließlich formale Voraussetzung. Ansonsten könnte sie nicht das *omnium aptissimum instrumentum, sine qua nulla scientia perfecte sciri potest* sein.

Eckhart bestreitet eben solche formalen Strukturen. Die Metaphysik im Sinne Eckharts thematisiert keine allgemeinen Strukturen der Wirklichkeit, in die dann in einem zweiten Schritt, vielleicht sogar von einer anderen Disziplin, Gott als ein bestimmtes Seiendes eingetragen würde.

3. Universalienfrage: Der Verweis der Realbegriffe auf die Wirklichkeit liegt nach Ockham nicht in einer Ähnlichkeit mit dem Begriffenen begründet, sondern darin, daß sie Zeichen sind. Damit ist der Frage nach dem Modus einer *Entsprechung* zwischen beiden die Voraussetzung entzogen. Der Zeichen-Charakter selbst wird strikt getrennt von seinem ontologischen Status: Insofern Zeichen wirklich sind, sind auch sie im selben Sinne singulär wie das Bezeichnete auch. Eckhart hingegen unterscheidet zwei Formen des Universale: gewöhnliche Prädikate, deren Status für ihn nicht weiter von Interesse ist. Davon sind inhaltlich (nicht bloß sprachlogisch!) unterschieden die "termi-

ni generales". Und doch macht sich auch hier eine anti-ontologische Bewegung bemerkbar: Der Zeichencharakter läßt sich nach Ockham nicht an einer ontologischen Qualität festmachen. Genau dies gilt aber auch für das Verhältnis des Besonderen zum Allgemeinen bei Eckhart. Eckhart spricht von einer Einschränkung, von Teilhabe etc. Sein Grundbegriff für dieses Verhältnis ist aber: Bild. Darin ist zwar mehr gesagt als in Ockham's Begriff des signums. Dieses meint bloße Verweisung, der Begriff des Bildes jedoch besagt, daß etwas deswegen auf ein anderes verweist, weil es diesem entspricht, diesem als seinem Ursprung ähnlich ist. Aber die Bild-Relation selbst konstituiert doch gleichwohl wiederum keine Unterscheidung innerhalb des Seins, sondern zwischen Sein und Nichts.

4. In dieser Zeit finden sich auch über alle sonstigen Schuldifferenzen hinweg eine gegenüber Aristoteles neue Konzeption der Aktivität. Dies gilt sogar für die Entgegensetzung von Scotismus und Nominalismus. Scotus hat eine Theorie des Willens entwickelt, wonach dieser die einzige Instanz kontingenter Wirksamkeit ist und daher eine mit allen naturalen Aktivitätsfaktoren völlig unvergleichlichen Instanz darstellt. Daran haben die Autoren des Nominalismus nichts Wesentliches geändert. Natur und Wille sind zwei letzte, irreduzible Weisen des Tätigwerdens. Der Wille ist unbewegt bzw. unbestimmt, dies aber nicht als Mangel, sondern wie Scotus enthusiastisch formuliert, *indeterminatio superabundantis sufficientiae*. Für Eckhart ist Gott das eigentlich Tätige. Die dem Mensch eigentümliche Weise des Tätigseins ist, das in ihm selbst liegende Hindernis des Eigenwillens zu beseitigen. In der Gelassenheit wird die Verhaftung an die endliche Wirklichkeit aufgelöst und damit zugleich die Disposition für das göttliche Wirken geschaffen. Auch dies enthält das Moment der Unbestimmtheit, nämlich das Unbestimmtsein von allen endlichen Gehalten, das nun aber nicht die Ursache der Bestimmung durch Gott, sondern damit bereits identisch ist. Für diese Lehre ist die aristotelische Theorie der Elementenbewegung bestimmend, nur mit dem signifikanten Unterschied, daß im Ich als der nicht-naturalen *causa removens prohibens* beide Momente identisch werden.

PD Dr. Rolf Schönberger
Institut für Philosophie
Universität München/ BRD